

Ulrich Baron

Kriegsheld und Weltdeuter**Zwei Biografien über Ernst Jünger**

Ernst Jünger gehörte zeitlebens zu den umstrittensten Schriftstellern der Nation. Nachdem die wütenden Kontroversen um den Apologeten des Krieges und anti-republikanischen Publizisten Jünger verstummt sind, erschwert die schiere Quantität seiner Selbstdarstellung jede Beschreibung seines mehr als hundert Jahre währenden Lebens. Zwei Biografen haben dennoch versucht, ein Gesamtbild Ernst Jüngers zu geben.

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



Sicherlich gibt es dankbarere Aufgaben als das Verfassen einer Ernst Jünger-Biografie. Neben der langen Reihe der Tagebücher von *In Stahlgewittern* (1920) und *Strahlungen* über das mehrbändige *Siebzig verweht* bis zu autobiografischen Werken wie *Subtile Jagden*, von der wachsenden Zahl an Briefwechseln ganz abgesehen, nimmt sich selbst eine Biografie von 700 Seiten schmal aus. Angesichts dieser Monumente von Selbstbetrachtung und Selbstdarstellung erscheint die im engeren Sinn literarische Produktion Jüngers fast marginal. Überdies muss man befürchten, dass er seinen Biografen den Weg, den sie zu nehmen haben, schon über weite Strecken vorgeschrieben hat.

Dabei gibt es in seinem Leben nicht unbedeutende weiße oder vielleicht auch dunkle Flecken, voran sein nationalistisches Engagement in den 20er und frühen 30er Jahren, dessen handschriftliche Zeugnisse er nach eigenen Angaben zu Beginn der NS-Zeit wohlweislich vernichtet hat. Diese Zeit deckt sich weitgehend mit einer ersten Periode von » Fassungen«,

mit denen Jünger die Texte seiner Kriegsbücher nationalistisch auflud, um sie dann zum Beginn der NS-Herrschaft wieder zu entschärfen. Ähnliche Überarbeitungen wurden auch dem zweiten Block seiner Kriegstagebücher zuteil, den erstmals 1949 erschienenen *Strahlungen*, doch ging es dabei nicht nur um Politik, sondern auch um die Sekretierung von Jüngers außer-ehelichen Beziehungen in Paris.

Brisante neue Fakten enthält keine der beiden unlängst erschienenen Biografien. Ein Vorzug von Helmuth Kiesels stark werkgeschichtlich orientierter Biografie ist die Analyse der von Jünger vorgenommenen Textveränderungen wie auch die Darstellung der zeitgeschichtlichen Kontexte. Heimo Schwilks Studie vermittelt den besseren Eindruck von Jüngers äußerem Leben. Als Journalist, Reserveoffizier und Korrespondent des ersten Golfkriegs, vor allem aber als Verfasser einer großen Bildbiografie Jüngers von 1988 konnte Schwilk auch aus persönlichen Kontakten und Eindrücken schöpfen.

Schwilks Empathie ist kritisch reflektiert, doch trägt Jünger bei ihm das unauslöschliche Siegel seiner späten Konversion zum Katholizismus, die selbst viele seiner Bekannten überraschte. Die Totenfeier im Februar 1998 bildet so den Schlusspunkt eines Lebens, das als Pilgerreise durch die Katastrophen des 20. Jahrhunderts verstanden werden kann. Da Jünger sich für seine Konversion ein Jahrhundert lang

Zeit genommen hatte, darf man annehmen, dass sie wohl erwogen, aber nicht naheliegend war. Schwilk besitzt ein feines Sensorium für den gedämpften Cantus firmus aus Kirchenliedern, Bibelzitat und Gebeten, der Jüngers Leben begleitet hat. Seine Momentaufnahme aus dem Wilflinger Mikrokosmos in Abwesenheit des Künstlers – sein Arbeitstisch ist nun Kaffeetafel für die »ganz Alten« – weist noch einmal auf dessen Neigung zu, sich eine eigene Welt mit ihm gemäßen Regeln zu suchen beziehungsweise zu schaffen.

Solchen Lokalausweis, solche Autopsie – oder zumindest deren Rekonstruktion – hätte man sich auch für andere Lebensphasen und Umstände Jüngers in stärkerem Maße gewünscht. Vor allem Kiesels stark werkinhaltlich orientierte Studie lässt solche Erdung vermissen. Dabei wurde nicht zu Unrecht über Jünger gesagt: »Er denkt nicht, er sieht!« Topografien, erinnerte und konstruierte, spielen in Romanen wie *Auf den Marmorklippen* und *Heliopolis* eine ebenso bedeutende Rolle wie Gärten und Straßen, Schützengräben und Waldpfade in seinem realen Leben.

Einen angemessenen, möglichst privilegierten Platz in der Welt zu finden, ihn sich erst zu erkämpfen und dann zu erschreiben, war Ernst Jünger bis ins hohe Alter bemüht. Ja, in den *Annäherungen* mutmaßte er in Bezug auf den Tod, dass es auch dabei »Qualitäten des Übergangs« gäbe. Den Grund findet man in Jüngers Jugend, deren eindrucksvolle Darstellung Heimo Schwilk zu danken ist. Im Jahre 1895 vorehelich geboren, später durch väterliche Manipulation der Heiratsurkunde legitimiert, wurde Jünger zum Außenseiter, durch Umzüge und Schulwechsel immer wieder aus seiner gewohnten Umgebung herausgerissen. Ein eigener und verlässlicher Platz in der Welt muss das Wunschziel des Kindes gewesen sein, statt dessen fand es wechselnde Schulen und Lehrer, fremde Klassenkameraden und

einen Vater, der jedem Aufbegehren mit ironischer Überlegenheit begegnete.

Was in Umrissen bereits bekannt war, gewinnt in Schwilks Darstellung traumatisierende Gewalt. Man beginnt zu verstehen, warum nicht Kriegserlebnisse, sondern Schul- und Prüfungsträume Jünger bis ins hohe Alter verfolgten und in dem Roman *Die Zwille* ihren Niederschlag fanden. Man versteht auch die Bedeutung des Kriegserlebnisses besser, da Jünger sich nach 1914 vom schlechten Schüler und Außenseiter zum Anführer und Kompaniechef, ja zum Kriegshelden entwickelte. Es gehört zu den Paradoxien seines Lebens, dass er sich auf den Schlachtfeldern

besser und erfolgreicher zu behaupten vermochte als auf den Schulhöfen.

Noch als hochbetagter Tagebuchautor äußerte sich Jünger immer wieder mit Staunen über das Vertrauen, das ihm seine Untergebenen entgegengebracht hätten. So steht er exemplarisch für eine Generation junger Frontoffiziere, die im Krieg erwachsen wurden und jene Anerkennung erhielten, die ihnen von ihren Vätern vorenthalten worden war. Möglicherweise rührten von daher die Sympathien, die der roburtere Teil der 68er dem »skandalösen« Ernst Jünger entgegenbrachte: Beim Streit über die Verleihung des Frankfurter Goethepreises erhielt er 1982 die Schützenhilfe eines gewissen Joschka Fischer. Dieser bekannte im *Pflasterstrand*, der verfeimte Autor sei im linken Milieu schon lange »eine Art intellektueller Geheimtipp« gewesen, berichtet Heimo Schwilk. Fischer habe den Preisträger zunächst als antibürgerlichen »Fighter«, dann als »Drogen-Jünger«, schließlich als Zivilisationskritiker geschätzt.

Für Jünger brachte das Jahr 1914 die Chance zum Aufstand gegen die Welt von gestern. Diesen Aufstand setzte er nach dem Kapitulationsfrieden von 1918 zunächst als Soldat, danach als publizistischer Wortführer eines soldatischen Nationalismus fort, bis er sich nach 1933, inzwischen Ehemann und Vater, weitgehend auf die Rolle des Autors zurückzog. Ohne die Parallelen zwischen 68ern und 14ern überzustrapazieren, lassen sich doch einige erstaunliche Ähnlichkeiten feststellen: antibürgerliche Haltung, das ehrende Angedenken an die eigene »Kampfzeit« und ein allgemeiner Hang zum Grünen.

Dabei spielt die hypertrophe Wertschätzung der eigenen Befindlichkeit und Perspektive, die sich auch in Jüngers Epigonalstil ausdrückt, eine wichtige Rolle. Wenn Kiesel dem Roman *Heliopolis* (1949) bescheinigt, es sei »ein großartiger Roman, der nur einen Nachteil hat: Er passt nicht in unsere Zeit, ja, er passte schon nicht

mehr in die Zeit seiner Entstehung und seines Erscheinens«, dann liegt dem ein Missverständnis zugrunde. Einen Roman, der in gewöhnlichem Sinne in seine Zeit passte, wollte Ernst Jünger gar nicht schreiben. Auch seine Autorschaft und in noch höherem Maß sein Leben als Leser standen im Zeichen der Suche nach einer Zeit und Heimat eigener Wahl.

Mit der Bundesrepublik Deutschland hatte er nur wenig zu tun. Weniger noch als seine Bücher passte er selbst in die Zeit nach 1945, auch wenn er sich durchaus hofieren ließ und von Politikern als eine Art lebendes Kriegerdenkmal entdeckt wurde. Als letzter Träger des Kriegsordens *Pour le Merite* und zuletzt als über hundertjähriger Solitär hätte er jeden wirklichen Schüler in die Rolle des Epigonen verbannt. Während sich Jüngers Bild bei Kiesel im Einerseits-Andererseits der kulturgeschichtlichen Einordnung verliert, stellt Schwilk ihm eine große Zukunft in Aussicht: dem Deuter des epochalen und globalen Wandels sei das Interesse einer »ökologisch wie ontologisch« interessierten Jugend gewiss.

Doch was ist bei solchen Deutungen eigentlich herausgekommen? Dass Gää sich häutet und das Zeitalter des Wassermanns nahe ist? Ernst Jünger hat zwar das Verschwinden von Arten und Naturlandschaften, die allgemeine Verzifferung, die Freisetzung atomarer Energien beschrieben und bedauert. Aber die Digitalisierung der Welt, den Aufschwung der Biotechnologie und der Hirnforschung hat er kaum noch wahrnehmen können. Die »ökologisch wie ontologisch« interessierte Jugend liest heute wahrscheinlich eher die Werke des Gedächtnisforschers Eric Kandel oder des Soziobiologen Edward O. Wilson als Jüngers *Waldgang*.

So bleibt Jünger vor allem als Zeitzeuge lesenswert. Kiesels Darstellung stelle sein Leben umfassend und zuverlässig in den kulturgeschichtlichen Kontext. Heimo Schwilk zeigt, wie ein Sohn, der unter sei-

nem Vater litt, erst den Krieg als Vater aller Dinge schätzen lernte und sich schließlich zum eigensinnigen literarischen Weltdeuter entwickelte. Doch so sehr beide Biografien helfen, Jünger und seine Zeit besser zu verstehen, so scheint diese Zeit heute, zehn Jahre nach seinem Tod, zunächst einmal vorbei. Mag sein, dass es ei-

nes größeren Abstandes bedarf, damit uns Ernst Jünger wieder näher kommt.

Helmuth Kiesel: Ernst Jünger. Die Biographie. Siedler, München 2007, 717 S., € 24,95.

Heimo Schwilk: Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben. Piper, München 2007, 624 S., € 24,90.

Rudolf Maresch

Asymmetrischer Wortwechsel

Der Briefwechsel zwischen Hans Blumenberg und Carl Schmitt

Briefe zu schreiben ist außer Mode gekommen. Telefon, SMS oder Email haben die Kommunikation unter Abwesenden ersetzt. Leider, wird man sagen, wenn man den Briefwechsel zwischen Hans Blumenberg und Carl Schmitt zur Hand nimmt. Dort kann man noch einmal jene hohe Kunst des kultivierten Austauschs begutachten, die zunehmend der Vergessenheit anheim fällt. Und nicht nur das: Die fünfzehn Briefe, die sich die beiden Gelehrten zwischen 1971 und 1978 zugesandt haben – Alexander Schmitz und Marcel Lepper haben sie mit umfangreichem Hintergrundmaterial herausgegeben –, geraten unversehens zum Musterbeispiel, wie eine intellektuelle Auseinandersetzung trotz widerstreitender Herkünfte und Traditionen frei von ideologischen Scheuklappen und persönlichen Animositäten in gegenseitiger Hochachtung und Wertschätzung geführt werden kann.

Allein der Sache verpflichtet und am Mehrwert des Gedankens orientiert, wird man Zeuge, wie der verfeimte Kronjurist, »katholische Verschärfer« und Begriffsfetischist mit dem Philosophen, »Halbjuden« und Metaphorologen disputiert, der letzte Anhänger des *jus publicum Europaeum* mit dem funktionalen Verfechter wissenschaftlicher Vernunft. Obwohl selbst



Rudolf Maresch

(* 1954) ist Publizist, Kritiker und freier Autor.
Lebt in Lappersdorf/Bayern.

mail@rudolf-maresch.de

Überlebender eines KZs, solidarisiert sich Blumenberg 1976 gar mit dem »intellektuellen Abenteuerer«. Der hatte zwar das Zitieren jüdischer Autoren einst verboten, war selbst aber später »Opfer« intellektueller Ausgrenzung einer »konformistischen Öffentlichkeit« geworden, wie Blumenberg schreibt. Ganz offenbar hat der Münsteraner Philosoph damals sehr unter der Lautstärke der studentischen Megaphone gelitten.

Gegenstrebige Fügung

Anlass der Kontroverse ist Blumenbergs *Die Legitimität der Neuzeit* von 1966. Darin hatte der Autor die Leistungsfähigkeit der »Säkularisierungsthese« Schmitts, wonach alle säkularen Begriffe theologischen Ursprungs seien, bestritten und die Neuzeit als Usurpation des frei gewordenen Platzes